

Lea Singer

VERDIS LETZTE VERSUCHUNG



Lea Singer

VERDIS LETZTE
VERSUCHUNG

Roman

Edition **Elke Heidenreich** bei C. Bertelsmann



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Die Bücher der Edition Elke Heidenreich erscheinen
im C. Bertelsmann Verlag, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House.

1. Auflage
© der Originalausgabe 2012
by Edition Elke Heidenreich bei C. Bertelsmann, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-570-58031-8

www.edition-elke-heidenreich.de

1868

Giuseppina

Wenn die Nacht kommt, dann werde ich wach. Ich bin dreiundfünfzig, ein empfindliches Alter. Für Frauen heikler als für Männer. Das ist so, weil alle es glauben.

Wenn die Nacht kommt, gehe ich durch die Räume, die mein Mann und ich hier in Genua seit drei Jahren den Winter über bewohnen. Jetzt ist er nicht da. Aber wenn er da ist, dann oft nur für die anderen. Für Sänger, die er begleitet, für Freunde, mit denen er Billard spielt, für Besucher. Vor einer Woche habe ich seinen und meinen Koffer gepackt, um mit ihm nach Turin zu fahren. Dort geht unsere Tochter aufs Internat. Weder seine noch meine Tochter. Eine Nichte, wir haben sie adoptiert. Schon vor der Abreise war er verstummt. Sein Schweigen dröhnte in meinem Schädel, und das Dröhnen hat die Erinnerungen aus ihren Höhlen gejagt. Die Erinnerungen an unsere toten Kinder. Seine beiden, zuerst sein Sohn, dann seine Tochter, sind im Alter von ein, zwei Jahren gestorben, kurz vor ihrer Mutter. Weil sie krank waren. Meine jüngste Tochter ist im selben Alter gestorben, offiziell an der Ruhr, in Wahrheit, weil ich mich nicht um sie gekümmert habe. So wenig wie um die andere Tochter, die ich in Florenz an den Drehschalter des Ospedale degli Innocenti gelegt habe, das Findelhaus der unschuldigen Kinder. Dort kann jede Mutter ihr unerwünschtes Kind abgeben. Vergessen kann sie es nicht. Meinen Sohn hatte ich noch im Blick. An seine Pflegeeltern habe ich regelmäßig gezahlt und bei jeder Zahlung gespürt, dass die Zeiten des Ablasses vorbei sind. Wer nicht daran

glaubt, damit etwas loszuwerden, wird nicht erleichtert. Aber mit meinem Sohn wären die Gedanken an seinen Vater, dessen Namen er trägt, an meine ganze Vergangenheit bei uns eingezogen, und das hätte ich nicht ertragen.

Mein Mann hätte es auch nicht ertragen. Oder doch? Hätte mein Sohn ihn über den Verlust seines Sohns hinweggetröstet? Vor bald sechs Jahren konnten wir den Konjunktiv streichen. Nicht einmal sein Studium hat mein Sohn noch abschließen können. Bei der Nachricht von seinem Tod kam es mir vor, als hätte mein Mann aufgeatmet. Trotzdem hat sein anhaltendes Schweigen, das weiter in meinem Schädel dröhnt, die Erinnerungen in Rachegeister verwandelt. Die wissen genau, wie sie mich foltern. Unablässig tropft eine Frage nach der anderen auf meinen Kopf, als wäre er kahl.

Muss ich dafür büßen, dass mir meine Karriere als Sängerin wichtiger war als meine Kinder? Kann ich es mir selber abnehmen, dass ich nur deshalb an meinem Beruf klebte, weil ich mit seiner Hilfe meine vier jüngeren Geschwister und meine Mutter durchgebracht habe, weil ich nur als Primadonna meinem Bruder sein Medizinstudium finanzieren konnte? Kann ich mich damit herausreden, dass der frühe Tod meines Vaters mir keine andere Wahl gelassen hat? Ist es ein Argument, dass die Väter meiner Kinder sich nicht um sie gekümmert haben, der eine, weil er verheiratet war, der andere, weil ich ihm nichts bedeutete, eine von zahllosen Affären?

Die Tropfen sind kalt und hart. Sie prallen auf in dem Rhythmus, der ihnen gefällt, unberechenbar, unablässig.

Wäre mein Mann mir näher, hätte ich ihm noch ein Kind geboren? Zwei Kinder geboren? Werde ich ihn verlieren, weil ich ihm keines geboren habe? Sucht er eine Frau, die ihm eines gebiert? Hat er sie vielleicht schon gefunden? Stellt ihm eine nach, die weiß, dass darin ihre Chance liegt? Ist es diese

Sängerin, mit der er jetzt in Mailand *La forza del destino* probt? Ausgerechnet – die Macht des Schicksals. Sie könnte noch. Dass sie verlobt ist mit dem Dirigenten der Premiere, müsste mich beruhigen. Der Dirigent, Mariani, ist ein Freund, wohnt hier bei uns im Palazzo, besucht uns ständig auf Sant'Agata, kennt mich seit über zwanzig Jahren, länger, als er Verdi kennt. Aber es beruhigt mich nicht. Für Mariani ist Verdi ein Gott, dem er alles opfert. Sogar seine Würde. Von seinem Gott lässt er sich abkanzeln und ausnutzen. Und ich? Ich bin für Mariani eine Sängerin, die er kennengelernt hat, als sie ausgebuht wurde in Palermo. Eine Verliererin, die seinen Gott erobert hat. Mariani ist Verdis Verbündeter, nicht meiner. Seinem Gott würde er nie unterstellen, dass er etwas Schlechtes denkt oder plant. Schon gar nicht eine Annäherung an diese Frau, seine Frau, seine Verlobte, die noch könnte.

Wenn es Nacht wird, wenn ich wach werde und durch die Räume gehe, sehe ich Gespenster. Sie haben glatte Gesichter und pralle Brüste. Wie diese Sängerin aus Prag, mit der er probt. Vierunddreißig ist sie. So alt wie ich, als mein Mann, der damals noch lange nicht mein Mann war, mit mir aus Paris zurück in seine Heimat zog. Ja, sie könnte noch, aber viel Zeit bleibt ihr nicht mehr. In unserem Beruf verschleißt sich vieles früher als bei anderen Frauen. Weil ihr nicht viel Zeit bleibt, wird sie energischer rangehen.

Wir haben spät geheiratet, im Sommer 1859, nach über elf Jahren, die wir mehr oder weniger zusammengelebt haben wie ein Ehepaar. Ich war bei der Hochzeit schon Mitte vierzig. In einem Dorf in Savoyen, nicht weit von Genf, bin ich Signora Verdi geworden. Damals habe ich das poetisch gefunden, trotz seiner Begründung, dort werde die kirchliche Trauung auch als gesetzliche anerkannt, und Pfarrer Mermillod, mit dem wir befreundet sind, werde alles, ohne Aufsehen zu erregen, erledigen. Jedenfalls hatte der Pfarrer mir keine Fragen zur

Vergangenheit gestellt und meinen bisherigen Familienstand einfach wie bei Verdi als *verwitwet* angeben.

Im letzten September hat mein Mann sich plötzlich in Savoyen erkundigt, ob unsere Verheiratung in Italien überhaupt rechtsgültig sei. Ich dachte: wie rührend. Jetzt denke ich: wie befremdlich. Der Verdacht, dass er unsere Hochzeit geheim halten wollte und nun erkundet, ob er ihr ohne Schwierigkeiten entkommen kann, zuckt in mir. Ein nervöser Muskel, der keine Ruhe geben will. Ich versuche, ihn zu entspannen, indem ich auf ihn einrede wie auf ein zappelndes Kind. Sei ruhig. Sei ruhig. Dieser Mann hat immer zu dir gestanden. Er hat sich für dich entschieden, als die Kurve seines Erfolges steil anstieg und deine schon ihren Scheitelpunkt überschritten hatte. Er hat dir die Hauptrolle in seinem *Nabucco* gegeben, obwohl die Kritik bereits nicht mehr zu überhören war, mit deiner Stimme sei es demnächst vorbei. Mit der Stimme einer noch nicht einmal Dreißigjährigen, die, um Geld für die Familie zu scheffeln, zu viel gesungen hat. Und die aus Begeisterung für Verdi das Falsche gesungen hat, seine Partien. Eine wie die der Abigaille in *Nabucco*, für deine Stimme viel zu dramatisch. Denk daran: Er ist dir nach Paris gefolgt, als du dort eine Gesangsschule eröffnet hast, obwohl ihm Paris fremd und alles Fremde verhasst war. Er hat sich nicht gescheut, sich in Paris mit dir in aller Öffentlichkeit zu zeigen, mit einer unverheirateten Frau. Keinem hat er verhehlt, dass er mit dir hauste. Gut, in Paris war das nicht weiter skandalös. Aber er ist mit dir nach Busseto gezogen, wo er herkommt, wo ihn jeder kennt, in einen Palast, den er gekauft hat. Und vergiss nicht: Er hat dich gegen alle Anwürfe verteidigt. Als die Bussetaner die Kirchenbank mieden, in der du saßest, als sie dich auf der Straße schnitten und nachts Steine in die Fensterscheiben warfen, hat er sie verflucht, nicht dich. Deinetwegen hat er sich mit seinem ersten Schwiegervater Barezzi angelegt, seinem Mäzen, dem er alles verdankt, und hat sich jede Ein-

mischung in seine privaten Angelegenheiten verboten. Denk daran: Weil du, der Städte, der Bühne, des Klatsches und der Intrigen müde, vom Landleben geschwärmt hast, hat er in der Einöde bei Busseto ein Gut erworben.

Ich vergesse das nicht, ich denke daran. Trotzdem zuckt der Verdacht.

Wenn die Nacht kommt, wenn ich wach werde, durch die Räume gehe und Gespenster sehe, bedrängt mich die Weite. Es sind große, hohe, teuer ausgestattete Räume. Zu groß, zu hoch, zu teuer. Warum? Er hat das nicht nötig, ich auch nicht, und beide fühlen wir uns wohler in unserem Haus auf dem Land in Sant'Agata, wo der Luxus dem entspricht, was wir sind: Menschen, die mit wenig Geld auszukommen gelernt haben. Und die in ihrem jetzigen Alter nur etwas Komfort brauchen. Gute Betten, bequeme Sessel, ausreichend Kommoden für die Wäsche und dicht schließende Schränke. Aber das hier? Die schweren Portieren, die mächtigen Möbel, die protzigen Lüster, was soll das alles? Wenn irgendein verrückter Engländer ankäme, um mir den ganzen Krempel abzukaufen, ich würde ihm einen guten Preis machen und aufatmen. Wir haben oft gestritten deswegen, mein Mann und ich. Wen will er damit beeindrucken?

Vielleicht sich selbst. Die anderen bewundern ihn doch wegen seiner Werke, das pompöse Zeug hier wird ihnen so gleichgültig sein wie mir. Sant'Agata liegt nah an seinem Elternhaus, zu nah, auch wenn seine Mutter schon lange tot ist und mittlerweile auch sein Vater. Gewohnt haben sie ohnehin nicht mehr dort, aber nach wie vor ist dort ein Gastwirt, der wie mein Schwiegervater früher nebenher Salz, Tabak und Branntwein verkauft. Es gibt Gerüche, die einem nicht aus der Nase gehen.

Bei mir ist es der bei der Entbindung, leicht süßlich nach Blut und säuerlich nach der Käseschmiere des Säuglings. So riecht für mich Unglück. Und für ihn riecht Kindheit vermut-

lich nach einer Wirtsstube voll Tabakqualm und Branntweindunst und nach feuchten Mauern.

Oder haben wir beide unser Leben zu einem Ausstattungsproblem werden lassen, um mit Brokatvorhängen und Spiegeln und Gemälden zu verdecken, dass uns die Leidenschaft verloren gegangen ist – so allmählich, wie im November die Bäume ihr Laub verlieren?

Wenn die Nacht kommt, wenn ich wach werde, durch die Räume gehe, ich Gespenster sehe und mich der Besitz so schwer macht, dass ich in unserem Gartenteich auf Sant'Agata ertrinken würde, höre ich seine Stimme, die paar Sätze, die er in Turin gesagt hat. Ganz genau höre ich sie, den Rhythmus, die Klangfarbe, die Dynamik, jeden Akzent. Eine Arie, tausendmal in Gedanken wiederholt, die ich nicht mehr vergessen kann. Und wenn ich sie höre, spüre ich wieder an jeder Stelle meines Körpers, was ich in Turin verspürt habe, als er mir beschied, dass er mich nicht dabei haben wolle bei den Proben in Mailand. Die Proben leitet er, nur er. Nicht Mariani, der dann die Premiere dirigieren soll.

Ich habe verstanden: Er hatte vor, mich zu verleugnen. Jetzt ist ein Brief gekommen. Ein Brief von ihm, ruppig wie die meisten seiner Briefe. Das hat mir bisher nie etwas ausgemacht. Im Gegenteil. Wer dem Charme der Lügner erlag, liebt die Ehrlichkeit der Verlässlichen, selbst wenn sie rau ist. Nicht, wie er es schrieb, was er schrieb, hat die wunden Stellen brennen lassen. Wenn mir so viel daran läge, dann könnte ich ja kommen, hat er geschrieben. Nein, ich habe verstanden. Ich werde nicht kommen, und ich werde ihm so antworten, dass er versteht: Ich weiß Bescheid. Ich sehe alles, auch wenn ich es nicht vor Augen habe. In einer der nächsten Nächte, wenn mich der Schlaf flieht und die Rachegeister foltern, werde ich ihm schreiben. Ich will ihn nicht verlieren. Aber wie weit kann ich gehen, ohne dabei meine Würde zu verlieren? Mir liegt an

meiner Würde mehr als Mariani. Ab einem bestimmten Punkt ist es nicht mehr die Liebe, es ist die Würde, die einen am Leben erhält. Nur sie kann einen ehrenvollen Abgang sichern. Ob man sich von einer Karriere, einem Gefährten oder dem Dasein verabschiedet. Die Violetta in *La Traviata* führt das vor. Mariani ist zwar nur sechs Jahre jünger als ich, aber bei Männern gilt so ein Alter nicht als heikel. Ich weiß, das ist Unsinn. Aber es ist so, weil es alle behaupten. Außerdem kann Mariani, wenn er den Taktstock hebt und das ganze Orchester, der ganze Chor, die berühmten Sänger ihm folgen, Takt für Takt seine Würde wiederaufbauen. Ich kann das nicht. Ich bin Hausfrau und Ehefrau. Und sonst nichts. Bisher habe ich jedem versichert, ich sei stolz darauf, von der Primadonna auf der Opernbühne zur Hausfrau aufgestiegen zu sein, die Verdi die Koffer packt und dafür sorgt, dass ihm nirgends ein Knopf fehlt. Ich habe es glaubhaft versichert, ich habe daran geglaubt. Jetzt auf einmal spüre ich, dass ich ihm dadurch ausgeliefert bin.

Bin ich das?

Ich werde schreiben. Wenn ich schreibe, dann bin ich besonnen. Keiner, der meine Briefe liest, ahnt etwas von dem, was in mir vorgeht, wenn die Nacht kommt. Wenn ich wach werde und die Gespenster auftauchen. Morgen schreibe ich, morgen Nacht.

Giuseppe

Ich hasse den Tod. Ich hasse ihn wie die Trägheit, das Rätsel und den Zweifel. Im letzten Jahr bin ich fünfundfünfzig geworden. Ich gehe auf die sechzig zu. Das hatte meine Stimmung, die eh meist trübe ist, zunehmend verdunkelt. Aber auf einmal denke ich nicht mehr über mein Alter nach. Also auch

nicht über den Tod. Dabei ist mein Gedächtnis für alles Unangenehme sonst unerbittlich, vor allem, was Kränkungen angeht. Ich werde nie vergessen, was mir die Mailänder vor mehr als achtundzwanzig Jahren angetan haben. Ich habe es noch im Ohr, dieses grässliche Geräusch, mit dem das Publikum damals meiner zweiten Oper den Garaus gemacht hat. Obwohl fast jeder in der Scala wusste, dass erst zwei Monate zuvor meine Frau gestorben war, laut Leichenbeschauer an Hirnhautentzündung, ich sage, am Schmerz über den Tod unserer beiden Kinder. Jedem war klar, dass in einer solchen Lage keiner eine Komödie vertonen kann. Hätten sie meinem Werk nur den Applaus verweigert, hätten sie einfach schweigend das Haus geräumt, es wäre schlimm genug gewesen. Aber sie haben meinen *Giorno di regno* bei lebendigem Leib in Stücke gerissen unter mörderischem Gepfeife, Gebrüll, Getrampel. Auf Hausschlüsseln haben sie gepfiffen, und nur ihre Kleidung hat sie daran gehindert, Stockfischköpfe zu werfen.

Ja, den *Nabucco* haben sie zwei Jahre später bejubelt, auch die *Lombardi alla prima Crociata*. Aber dann, vor zehn Jahren, als hier an der Scala der *Simon Boccanegra* herauskam, hat sich das Gejohle von *Il giorno di regno* wiederholt. Gut, dass ich nicht dabei war. Ich behaupte zwar, es schere mich nicht mehr, wenn sie eine Oper von mir ausbuhen, nur sollten sie dann von mir für den Beifall keine Dankbarkeit erwarten. Aber dieses Spektakel ist zu niederträchtig, als dass sich die Seele dagegen abhärten könnte. Das Publikum kauft sich für ein paar Lire das Recht, einen Künstler fertigzumachen, der ihnen sein Kostbarstes anbietet. Die Menschen sind heute keinen Deut besser als die damals im Kolosseum oder in irgendeiner anderen Arena, denen es Spaß gemacht hat, wie Löwen und Panther die Delinquenten zerfleischt haben.

Ich hasse den Tod, das Mailänder Opernpublikum und die Herren der Scala aus demselben Grund: Sie kennen kein Erbarmen. Nicht einmal Rücksichtnahme. Dass ich mir und anderen geschworen habe, nie mehr die Scala zu betreten, hat aber nichts damit zu tun. Das fände ich billig. Nein, ich habe diesen Schwur schon vor dem Fiasko des *Boccanegra*, vor vierzehn Jahren, geleistet. Und keineswegs nach einer Niederlage, vielmehr nach einem meiner größten Publikumserfolge dort, nach der Uraufführung der *Giovanna d'Arco*. Jede Drehorgel in Mailand spielte damals das *Tu sei bella*, und mein guter Muzio, der die gleichen groben Manieren wie ich hat und ebenso unfähig ist, Komplimente zu verteilen, hatte gesagt, diese Art Walzer im ersten Akt sei das wunderbarste Stück Oper, das er je gehört habe. Siebzehn Mal in Folge haben sie die *Giovanna* in der Scala gebracht. Und was machte Hausherr Merelli, der mich seit über dreißig Jahren kennt? Er verhandelte hinter meinem Rücken mit meinem Verleger Ricordi über den Verkauf der Partitur. Und weil alles nach mehr Verdi schrie, ließ er, ohne mich vorher zu fragen, die *Due Foscari* aufführen, mit dem dritten Akt vor dem zweiten. Danach besaß er die Unverschämtheit, mir einen Fünfjahresvertrag anzubieten. *Sie können die Bedingungen diktieren*, hat er gesagt. Dieser Hund!

Trotzdem bin ich jetzt nach Mailand gereist. Das hat meine Frau misstrauisch gemacht. Damit musste ich rechnen, obwohl Peppina weniger zum Misstrauen neigt als ich. Ich finde Misstrauen einfach besser und klüger, sie nicht. Aber sie muss sich fragen, was mich zu diesem Wortbruch verführt hat. Ich erwarte keineswegs, ein Triumph mit *La forza del destino* könnte die üblen Erinnerungen löschen, und sie weiß das. Dass diese Oper in Petersburg, wo sie vor – ja, es sind schon sieben Jahre – vor sieben Jahren zum ersten Mal auf die Bühne kam, umjubelt wurde, garantiert ihr anderswo noch lange keinen Jubel. Schon gar nicht in Mailand. Als Versuch einer Versöhnung lässt sich meine Rückkehr an die Scala auch nicht

deuten. Dass ich versöhnlich sei, kann mir keiner nachsagen, Peppina kann ein Lied davon singen. Mit meinem Textdichter Solera habe ich genauso radikal gebrochen wie mit meinem Vater oder der Gräfin Appiani. Wer mich im Stich lässt, zu hintergehen versucht oder durch Indiskretion verrät, hat es sich ein für alle Mal mit mir verdorben. Peppina ist überzeugt, dass ich ihr meine wahren Beweggründe, das verfluchte Pflaster, das verfluchte Haus des verfluchten Merelli zu betreten, verschweige. Sie wittert eine andere Frau dahinter. Welche, ist klar, obwohl sie keinen Namen nennt. Ich nenne auch keinen. Als ich sie vor ein paar Tagen doch zu den Proben eingeladen habe, hat sie beleidigt reagiert. Nein, sie werde in Genua bleiben. Sie wolle es mir ersparen, sie nachts klammheimlich am Bahnhof abzuholen wie geschmuggelte Ware. Für unsere Freundin Clarina, die Gräfin Maffei, soll ich mir eine Ausrede ausdenken, wenn sie fragt, wo denn Giuseppina bleibe. Sie jedenfalls werde sich weitere Demütigungen ersparen und bleiben, wo sie sei.

Das Infame an Peppinas Briefen ist, dass sie sich darin wehrlos gibt, mich aber vollständig entwarfnet. In diesem Brief hat sie mich daran erinnert, dass sie es war, die mir Mailand, die Stadt meiner schmerzlichen Erinnerungen und Enttäuschungen, wieder nahegebracht hat. Als sie dort im vergangenen Jahr einen Besuch bei Manzoni eingefädelt hat, für mich ein Heiliger, seit ich in jungen Jahren *Die Brautleute* gelesen habe. Das Treffen verlief zwar ziemlich wortkarg, weil Manzoni ein alter Mann ist, der nie besonders redselig war und stottert. Und weil ich vor lauter Ergriffenheit keine Silbe herausbrachte. Bewegt hat mich das mehr als jede andere Begegnung in meinem Leben. Peppina ist bewusst, welches Geschenk sie mir damit gemacht hat. Das hat sie mir nun unter die Nase gerieben, in einem Atemzug mit den Klagen darüber, was ich ihr angetan habe.

Ich habe den Tod immer gehasst. Aus demselben Grund, aus dem ich Diskussionen hasse: Beides ist völlig sinnlos. Den Tod kann ich nicht vermeiden, Diskussionen durchaus. Durch Drohungen zum Beispiel. Meinen Verleger in Mailand habe ich, was meinen jetzigen Besuch angeht, vorgewarnt. Damit ihm klar ist, dass ich nicht mit mir diskutieren lasse. Ich habe Tito Ricordi schon aus Genua geschrieben, dass ich zwar nach Mailand kommen werde, um persönlich die nötigen Proben zur *Forza del destino* zu leiten, einige Passagen und das Finale im letzten Akt zu ändern. Dass ich aber mit der Theaterleitung der Scala absolut nichts zu tun haben will, mein Name nicht auf den Plakaten genannt werden darf und dass ich keinesfalls bis zur Premiere bleiben werde. Stattfinden darf sie nur, wenn ich das ausdrücklich erlaubt habe. Auch darüber werde ich nicht diskutieren. So wenig wie über meine Vorstellungen, was die Aufführung angeht. Ich könnte diesen Sängern und Musikern den Hals umdrehen, die mich bei den Proben mit ihrem dummen Wie entnerven. Wie soll ich das singen? Wie sollen wir das spielen? Wie laut, wie schnell, wie heftig? Es steht alles in den Noten, alles. Genau so will ich es, so, wie ich es geschrieben habe. Und dann auch noch vor den Proben und nach den Proben eine Ehefrau, die diskutieren will mit mir! Ich bin, wie ich bin. Zum Henker mit diesem Gerede!

Peppina hätte sich denken können, dass ich sie aus Angst davor nicht hier haben wollte. Sie erwartet nämlich, dass ich mich rechtfertige. Ich bin bekannt als konsequent, stur, wie das manche nennen. Wenn ich umfalle wie jetzt in meinem Vorsatz, nie mehr einen Fuß in die Scala zu setzen, dann ist das erklärungsbedürftig. Sehe ich ein, sehe ich durchaus ein, aber ich will es nicht erklären. Ich kann es gar nicht. Erklären war immer schon Peppinas Sache. Sie hat damals Merelli erklärt, er müsse unbedingt den *Oberto* aufführen, das sei ein grandioses Werk. So kam meine erste Oper auf die Bühne. Als Merelli während des Balletts in der zweiten *Nabucco*-Auffüh-

rung mit einem unterzeichneten Vertrag für eine neue Oper in die Garderobe kam, einem Vertrag, in dem alles stand außer der Summe, hat sie mir erklärt, was ich dort eintragen soll: genauso viel, wie Bellini für die *Norma* bekommen hat. Sie hat mir erklärt, warum mir das Landleben guttue, sie erklärt dem Personal, warum ich oft unausstehlich bin, sie erklärt meine Absagen, Marotten, Unhöflichkeiten. Sie erklärt den Impresari die Schönheiten meiner Kompositionen. Sie erklärt meinem Verleger, was er mir schuldet, weil der Artikel Verdi seine sicherste Einnahmequelle sei. Sie erklärt mir, was andere Leute auf Englisch, Deutsch oder Spanisch gesagt haben. Oder in einem Französisch, das mit meinem so viel zu tun hat wie eine Bibliothek mit einem Hühnerstall. Sie kann die ganze Welt erklären, weil sie dauernd liest und lernt. Und was ist mit mir? Mich macht die Erklärungsnot wütend. Im aktuellen Fall erst recht, weil ich auch noch mit Vorwürfen traktiert werde.

Vielleicht wollte ich einfach dieser festgefahrenen Situation in Genua entkommen.

Alles Starre und Reglose hasse ich genauso wie den Tod. Auf Sant'Agata gibt es tausend Vorwände, rastlos zu sein. Ich muss mich um Dampfmaschinen und Kühe, um Bewässerungsanlagen und meine Molkerei kümmern, Büsche pflanzen, Wein abzapfen, Mauern reparieren, die Buchhaltung des Verwalters kontrollieren, auf dem Viehmarkt um ein Kalb oder Pferd feilschen, den Hufschmied beaufsichtigen, Jagdgewehre ölen, über die Felder gehen, den Kutscher zurechtweisen, der Köchin auf die Finger schauen, Gitter und Gatter beschaffen. Aber meine Frau hält es dort im Winter nicht aus. Sie wird trübsinnig, hat ständig neue Schmerzen und Krankheiten, verhängt die Fenster mit geblühten Gardinen und setzt keinen Fuß vor die Tür. Wenn alles abgeerntet ist, die Vögel abgezogen oder verstummt sind und die Tage grau, wenn der Nebel wochenlang tief hängt oder Schnee die Ebene bedeckt, dann ist es mit ihrem Humor vorbei. Sie behauptet, der Schnee

sei ein Leichentuch, die nackten Bäume reckten die Arme in die Luft wie Gespenster, nennt die Ruhe Grabesstille und die Gegend einen riesigen Friedhof. Deshalb haben wir vorletztes Jahr unser festes Winterquartier in Genua aufgeschlagen. Angelo Mariani, den ich seit über zwanzig Jahren kenne und seit ewigen Zeiten schon duze, ist hier am Teatro Carlo Felice Dirigent. Er hat uns die Wohnung verschafft und sich gleich als Untermieter im Dachgeschoss eingenistet. Von der Wohnung dort im Palazzo Sauli auf dem Carignano-Hügel sieht Peppina das Meer und den Himmel, in der Stadt gibt es Ablenkung für sie, und Besucher finden auch leichter her als aufs Land. Aber ich bin zur Tatenlosigkeit verbannt. In Genua werden wir von vorne und hinten bedient. Außer für gelegentliche Kochabenteuer bin ich zu nichts zu gebrauchen. Mariani sitzt mir dort natürlich dauernd im Genick. Nichts gegen Mariani. Ich schätze ihn als Dirigenten hoch ein, auch wenn seine Gagenvorstellungen oft noch höher sind als meine Wertschätzung. Aber er quasselt endlos, am liebsten über sich und seine Wehwehchen. Mich hält er wie die meisten für unverwundlich. Dabei schlage ich mich, seit ich dreißig bin, regelmäßig mit Magenproblemen, Kopfweh und Halsschmerzen herum. Aber ich rede nicht drüber. So wenig wie über das Älterwerden und die Probleme, die es mit sich bringt. Das hat zu der Legende geführt, ich hätte nicht nur Manieren wie ein Bär, sondern sei auch bärengesund. Leider fehlt mir die glücklichste Eigenschaft des Bären: nicht zu wissen, was Zeit ist. Also auch nichts vom Sterben und vom Tod.

Peppina wurde schon vor über fünfzehn Jahren, sie war damals Ende dreißig, nicht müde, mir zu schreiben, dass unsere Jugend vorbei sei und der beste Teil des Lebens auch. Aber wer wie ich den Tod hasst, will an seinen Verfall nicht dauernd erinnert werden und kann deshalb das Gejammer über Leiden nicht ausstehen. Wenn den Leuten beim Wort Liquidation nur die Arztrechnung einfällt, dann sollen sie sich eingraben las-

sen. Schlimm genug, dass der Tod sich ständig aufdringlich bemerkbar macht. Je älter wir werden, desto öfter. Vorletztes Jahr hat es im Januar meinen Vater hinweggerafft; eigentlich hätte ich erleichtert sein müssen, aber ein Todesfall in nächster Nähe greift einen eben doch an. Im Sommer ist dann mein erster Schwiegervater gestorben, auch noch in meinen Armen, es ließ sich nicht vermeiden. Das war ich meinem Wohltäter schuldig. Und im November letzten Jahres hat der Tod sich den unsterblichen Rossini gegriffen. Noch mehr bringt es mich auf, dass meinen braven Piave im Dezember 1867 der Schlag getroffen hat. Seither hängt er halbtot zu Hause herum, so schwer gelähmt, dass er rund um die Uhr versorgt werden muss. Dann lieber gleich tot. Zehn Textbücher hat er mir geschrieben, und egal, was Kritiker und andere Besserwisser sagen: Er war der Beste, den ich je hatte. Vor allem, wenn ich Lust auf das verspürt habe, wovon meine Frau nichts ahnt, war er mein zuverlässigster Begleiter. Ich werde den Teufel tun, Peppina auszureden, ich sei ein zwar rauer, aber lupenreiner Charakter, dem zum Heiligen fast nichts fehlt und zum perfekten Ehemann nur etwas Charme und Liebenswürdigkeit. Sie hat keinen Dunst, dass ich mich über schlüpfrige Bemerkungen wie die von Piave amüsieren kann, auf denen manche Damen, Peppina würde sie freilich nicht so nennen, gerne ausrutschen. Auf Piaves Verschwiegenheit konnte ich mich verlassen. Jetzt bleibt ihm leider gar nichts anderes mehr übrig, als zu schweigen. Peppina gilt als eine Frau, die für alles und für jeden Verständnis hat. Ich befürchte, für meinen und Piaves Umgang, vor allem den Umgangston, hätte sie keines gehabt. Dabei müsste gerade sie es verstehen, dass ich solche kleinen Fluchten brauche, denn sie weiß, wie ich zu meinem Komponistendasein stehe.

Ich hasse meinen Beruf ebenso wie den Tod. Beides ist zu nichts nütze. Schon mit sechsundzwanzig habe ich das erkannt, aber da war es zu spät, noch einen anderen Beruf zu

ergreifen. Meine Seele sieht immer schwarz aus, und das wird so bleiben, bis ich diese Laufbahn, die ich verabscheue, beendet haben werde. Und danach? Es bringt nichts, sich Illusionen zu machen. Meine Seele wird immer schwarz sein. Wenn ich nur den Kopf und die Schultern eines Möbelpackers hätte, dann würde ich noch morgen Möbelpacker werden.

Peppina sagt, wenn ich an einer neuen Oper arbeite, sei ich unausstehlich. Wenn ich es nicht tue, bin ich es auch, es sei denn, ich werde wie auf Sant'Agata ständig von mir abgelenkt.

In Genua kann ich nicht mal auf die Jagd gehen, es sei denn auf die Jagd nach Abwechslung. Ich habe Schlangen gekocht, weil es heiß, da erweise sich, ob einer kochen kann, aber davor hat es Peppina gegraust.

Ich habe bereits Atemnot bekommen aus Panik vor den weiteren Wintermonaten, als Mariani plötzlich mit ihr ankam. Wir beide, meine Frau und ich, kannten sie natürlich längst von der Bühne. Aber dass Mariani, der alte Weiberheld, sie uns als seine Verlobte präsentiert hat, nachdem er seine Ehefrau endlich losgeworden ist, kam doch überraschend. Sie entspricht äußerlich gar nicht seinem Geschmack. Dass er sich trotzdem auf sie gestürzt und sie mit einem Heiratsantrag überfallen hat, ließ mich schon vermuten, dass an ihr mehr dran sein muss als eine große Stimme. Sie hat sich zwar in Genua anderswo eingemietet, ist aber fast täglich bei uns im Palazzo Sauli Pallavicino aufgetaucht. Mit ihrer Bildung ist es so weit her wie mit meiner, und ich gebe offen zu, dass ich unter allen Komponisten der Vergangenheit wie der Gegenwart mit Abstand der am wenigsten Gebildete bin. Ich rede von Bildung, nicht von musikalischem Wissen. Darüber verfüge ich, und sie verfügt darüber ebenso. Sie ist als junge Frau schon weit herumgekommen, weiter als ich in diesem Alter, aber die Museen hat sie wie ich nur von außen gesehen. Und außer Noten, dem Lokalteil in der Zeitung und den Groschenromanen, die



Lea Singer

Verdis letzte Versuchung

Roman

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch, Pappband mit Schutzumschlag, 272 Seiten,
13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-570-58031-8

Edition Elke Heidenreich

Erscheinungstermin: September 2012

Der große Komponist zwischen zwei Frauen

Giuseppe Verdi und seine Frau Giuseppina galten als ein glückliches Ehepaar, als er die Sopranistin Teresa Stolz kennenlernte – ausgerechnet bei Proben zu »Die Macht des Schicksals«. Giuseppina, einst selbst eine umjubelte Primadonna, musste erdulden, dass die junge Diva immer wichtiger wurde für ihren Mann. 1871 trennte Teresa sich von ihrem Verlobten, 1872 sang sie in der italienischen Erstaufführung die »Aida«. Von da an spitzte sich das Drama zu. Von Giuseppina zur Entscheidung genötigt, protestierte Verdi: »Diese Frau bleibt, oder ich erschieße mich.« Es passierte, was Verdi ein Leben lang vermeiden wollte: Sein Privatleben wurde Anlass für Klatsch, Gerüchte und Schlagzeilen. Doch schließlich verbrachten sie ihre Urlaube zu dritt. Giuseppina bedachte die Konkurrentin sogar in ihrem Testament. Wie es dazu kam, ist ein bewegendes menschliches Abenteuer. Und eine Reise ins Innere von Giuseppe Verdi.